

Der Krieg in Hussinetz

von Hans-Dieter Langer, geb. 1941 in Friedrichstein-Hussinetz/Schlesien, jetzt Niederwiesa/Sachsen

Vorwort:

Dies ist ein Auszug aus einem in Arbeit befindlichen Buch des Autors über seinen Geburtsort Husynec/Hussinetz/Friedrichstein/Gesinieć in Schlesien. In der Bearbeitung für die Vorveröffentlichung in meiner Internetseite www.drhdl.de (in dieser finden sich weitere Beiträge über Hussinetz und Strehlen) wurde zwar die Ich-Form belassen, doch weitgehend auf die zahlreichen Literaturangaben verzichtet. Mit diesem Beitrag soll unterhaltsam ein Stück Hussinetzer Geschichte lebendig werden.

Das geteilte Hussinetz

Leider kann ich meine Großmutter mütterlicherseits, Anna Maria Fleger, geb. Duschek, nicht mehr fragen, denn sie starb im ersten Nachkriegsjahr „an Altersschwäche“ - als ich noch ein kleines Hänschen war. Ich erinnere mich nur, sie blieb nämlich ganz einfach zu Hause als die gesamte Bevölkerung von Stadt und Landkreis Strehlen, einschließlich Friedrichstein/Hussinetz, ins Glatzer Bergland evakuiert worden ist. Also wäre sie der beste Zeitzeuge, um über die Vorgänge vom Krieg in Hussinetz im Allgemeinen und zu unserem Anwesen im besonderen zu berichten. Leider, leider verpasste ich diese einzigartige Gelegenheit.

Um mir trotzdem eine Vorstellung von den Kriegseignissen im Dorf bis zum 8. Mai 1945 zu erarbeiten - und diese letztlich zu rekonstruieren - hatte ich daher die Berichte anderer weiter gehend zu recherchieren und auszuwerten, die wohl eher zufällig oder eben nicht ganz so unmittelbar betroffen waren, sowie eigene nachträgliche Beobachtungen zu machen bzw. Hänschens sonstige Erinnerungen aufzuarbeiten. Es gibt jedenfalls bisher kein Material, das den Krieg in Hussinetz beschreibt, obgleich es in ganz Deutschland nur sehr wenige Dörfer gibt, die im 2. Weltkrieg so nachhaltig zerstört worden sind wie dieser mein Heimatort, der zu meiner Geburt vorüber gehend Friedrichstein hieß. Ursache ist sicher die Tatsache, dass im Krieg die Kreisstadt Strehlen - wie beschrieben - zunächst längere Zeit von den Deutschen erfolgreich verteidigt, dann aber im Grunde genommen durch sie geopfert und schlussendlich eben doch noch in einer äußerst konzentrierten Aktion von den Russen erobert worden ist. Entscheidend für den regionalen Kriegsverlauf ist natürlich die Tatsache, dass die Wehrmacht bis dahin genügend Zeit hatte, um rückwärtig in militärisch sehr günstiger Lage eine verminte Hauptkampflinie mitten durch unser Dorf anzulegen und danach zu halten, so dass diese bis zum Ende des Krieges bestand. Ergebnis: Um Strehlen und Hussinetz wurde über insgesamt 3 Monate lang (!) gekämpft, und so nahm das Unheil seinen Lauf.

Wenn wir uns nun den Kriegseignissen in Friedrichstein/Hussinetz zuwenden,

so hat man also zunächst an den Kämpfen um die Stadt Strehlen anzuknüpfen, die in den voran gegangenen Abschnitten behandelt worden sind. Es befanden sich auf russischer Seite alle schweren Waffen: Flugzeuge, Artillerie, Panzer, Raketenwerfer. Und stets zielte die Rote Armee von der Himmelsrichtung her auch auf Hussinetz, das sich mit der Altstadt - und an diese unmittelbar angrenzend - anfangs von ihr aus jenseits von Strehlen befand. Auf diese Weise kam es schon einmal durch eher nicht verirrte Geschosse zu den punktuellen Zerstörungen weit im Süden der Stadt, wo sich ja auch viele Hussinetzer angesiedelt hatten, bzw. auch direkt in der anschließenden Dorfschaft. Als Beispiele in der Nähe unseres Hauses - also in der Mitte von Hussinetz - seien genannt (siehe Bild 1) ein Gebäudevolltreffer im Witwar'schen Gut im Abstand von 100 m, die Explosion einer Granate vor dem Wohnhausgiebel bei Tscherny's (Abstand ca. 200 m) sowie die völlig vernichtete Neue Schule (Abstand ca. 300 m).



Bild 1: Kriegsschäden in der Nordhälfte von Friedrichstein/Hussinetz in der unmittelbaren Umgebung meines Elternhauses: Im Witwarschen Gut wurde ein Gebäude getroffen (ausgebrannt), vor dem Wohnhaus-Giebel von Tscherny's ging eine Granate nieder (Mauerwerksrisse), die Neue Schule wurde vollkommen zerstört (Fotos: Familien-Album Tscherny).

Szenen beim Fall von Strehlen beschrieb der deutsche Soldat an der Strehlen-Husinetzer Front, H. Neidhardt, in seinem Buch unter anderem mit folgenden

Worten: „Der Grossteil der Jäger und Pioniere konnte sich noch zu der eigenen Linie durchschlagen, obwohl sich der Gegner bereits am Südrand der Altstadt (von Strehlen) festgesetzt hatte.“ Das war (korrekt) die Situation gegen Mittag des 25. März 1945. Wahrscheinlich meinte Neidhardt damit sogar den Augenblick, da die Russen an der neu angelegten HKL mitten in Hussinetz Halt machen mussten. Nach dem Bröckeln der nördlich der Stadt gelegenen Verteidigungslinien muss sich ihr Vormarsch durch Strehlen sehr schnell vollzogen haben, wobei wohl Nahkämpfe mit Handfeuerwaffen sowie Hand- und Panzergranaten die Szenerie beherrschten. Einen Eindruck davon vermitteln Äußerungen von Hans Drescher: „Diese Kampfhandlungen im Bereich der städtischen Steinbrüche bedeuteten ja die gewaltsame Öffnung der Hussinetzer Flur, die unmittelbar daran grenzt.“

Auf einen zuvor bereits begonnenen, einigermaßen geordneten Rückzug der deutschen Verbände aus Strehlen und Hussinetz weist Vilem Jirman's Beobachtung hin, wonach deutsche Funker (Soldaten der Nachrichten-Truppen) - sie waren zunächst in Hussinetz stationiert - bereits am 23. März abends nach Eichwald zurück verlegt worden seien. Das kleine „böhmische“ Dorf Eichwald befindet sich von Strehlen/Hussinetz aus gemäß Bild 2 etwas weiter im Süden.



Bild 2: Orte in der Umgebung von Strehlen (Auszug aus einer Landkarte)

Seine Bewohner sind übrigens erst ab dem 10. Februar 1945, dann aber unter Androhung des Erschießens gemäß Strehleiner Chronik (J. A. Hoffmann) evakuiert worden. Trotzdem widersetzten sich einige der böhmischstämmigen Einwohner und blieben, wohl im Vertrauen in ihre slawische Abstammung, im Ort. Der Wehrmacht war somit der Ende März 1945 bevor stehende schwere

Angriff der Russen auf Strehlen offenbar genau bekannt, und zwar sicher nicht zuletzt deshalb, weil die (B)-Stellen auf dem Zobten und auf den hohen Strehleener Türmen - die dann genau deshalb gesprengt worden sind - diese exakt zutreffende Aufklärung ermöglichten und ... weil sie den Teilrückzug ohnehin geplant hatte!

Während sich also im Norden der Region ein von den deutschen Soldaten klar erkannter Angriffsorkan zusammen braute und diese Verteidiger inmitten unseres angestammten Lebensraums hinter einem Minengürtel in Deckung gingen, kramten im städtischen und dörflichen Bereich dazwischen noch immer deutsche Zivilisten in ihren Habseligkeiten. Sie taten dies, indem sie sich - manche mehrmals im Zeitraum Februar/März - zu Fuß oder mit Fahrrädern, Motorrädern und Pferdewagen aus ihrem verordneten Rückzugsbereich im Glatzer Bergland in die Heimat zurück mogelten, um Habseligkeiten zu holen oder sogar, um es sich im eigenen Hause wenigstens zeitweise bequem zu machen. (Es ist nicht zu fassen, so wurden zum Beispiel im Anwesen des Küsters Utikal neben der Marienkirche in Strehlen-Altstadt „*Liwanzen gebacken*“, während „*die (russischen) Granaten über die Dächer piffen*“, wie ich in meinen Beiträgen über die Hussinetzer Küster berichten konnte.) Zudem stellte Vilem Jirman zu diesem Zeitpunkt bei seinem spektakulären Rückzug aus Hussinetz (nach seinem zweiten Erkundungsgang per Fahrrad) in letzter Sekunde noch fest, dass „*schon die ersten russischen Granaten in die Wiesen*“ etwa 100 m neben seinem und unserem Anwesen einschlugen. Die Zeitzeugen-Berichte stimmen also bezüglich des Charakters der beginnenden Kampfhandlungen völlig überein. Man kann sich daher lebhaft vorstellen, dass alle „Ausflügler“ (in diesem Fall also auch die zwei Utikal-Schwester mit Motorrad) schleunigst die Gegend wieder in Richtung Glatz verließen. Zurück blieben in Strehlen, Friedrichstein/Hussinetz und Mehltheuer/Podiebrad nur einige Lebensmüde. Zu ihnen zählte, wie gesagt, auch meine Großmutter.

Um nun die Strategie der Wehrmacht vollends zu begreifen, muss man eben zudem zur Kenntnis nehmen, dass die Evakuierung der Gegend um die neu angelegte Hauptkampflinie (die wir Betroffenen eher als Flucht wahr nahmen) zu ihren taktischen Maßnahmen gehörte. Man leerte die Stadt und die vom Minenstreifen geteilten (Friedrichstein/Hussinetz) bzw. die zumindest tangierten Dörfer (z.B. Mehltheuer/Podiebrad), weil geplant (!) wurde, dass hier Kampfgebiet entstand, in dem Zivilisten nichts zu schaffen hatten. Den ganzen Rest Schlesiens im Rücken der eigenen Linien glaubte man in der Wehrmacht-Führung, sicher verteidigen zu können. Ein untrüglicher Beweis dafür ist der Verbleib der Bevölkerung in jenen nur ein wenig rückwärtigeren Ortschaften wie Geppersdorf (Bild 2), wo einer meiner Zeitzeugen, mein Kusine, Dr. Werner Sperlich, damals als Kind tatsächlich mit nahezu allen anderen Einwohnern bis zum Kriegsende fast unbehelligt weiter lebte. Man wird wohl den anschließend bauseits wüsten Zustand von Strehlen und des geteilten Hussinetz eingeplant

haben, ging aber vom „ewigen“ Bestand der Hauptkampflinie und von einer erfolgreichen Verteidigung der jenseitigen deutschen Landschaft aus. Jedenfalls „wimmelte“ es, nach W. Sperlich, in den Wäldern der nach gelagerten Strehleener Berge an Militär und provisorischen Unterständen. Auch das Fehlen schwerer Waffen konnte Werner Sperlich später beobachten als nämlich die deutschen Soldaten in völliger Auflösung am 8. Mai 1945 an ihm vorbei fluteten. Sein Kommentar: *„Vorneweg die Offiziere in Kraftwagen, hinterher die Männer zu Fuß, aber alle in großer Angst, denn der Russe folgte bald ... vor allem schier endlos und mit seinen Panje-Wagen.“* Dies beweist ja zudem, dass die Wehrmacht die Hussinetzer Hauptkampflinie tatsächlich bis zum Kriegsende halten konnte.

Das hatte aber, wie bereits angedeutet, schwerste Folgen für das Dorf und seine Bevölkerung, die ihrerseits in Neuweistritz/Glatzer Bergland und Umgebung - zunächst nichts ahnend - auf ihre Rückkehr in die Heimat noch bis Ende Mai 1945 warten musste. Dann aber kamen wir zurück, und der Atem der Verwüstung schlug uns entgegen, während der Tod nun erst recht mit seinen bösartigen unterirdischen Fallen auf seine Chancen hoffte.

Die furchtbaren Eindrücke der nächsten zwei Jahre haben sich entsprechend in das Gehirn des kleinen Hänschens irreversibel eingebrannt und dies, obgleich unser Haus - wie noch genauer zu berichten ist - im Wesentlichen verschont blieb. Wir hatten also wenigstens wieder ein eigenes Dach über dem Kopf. Um an das andere Beispiel zu erinnern - das sich natürlich auf ein Kind im Zuckertütenalter kolossal nachhaltig auswirkte - fand ja die vollständige Zerstörung der nahe gelegenen Neuen Schule statt. Dazu einige Bemerkungen von mir: Wenn ich auch damals um den Verlust dieses markanten und bedeutsamen Hussinetzer Bauwerkes bestimmt keine Träne vergossen habe, so muss ich dies heute noch unbedingt nachholen. Wie haben doch unsere böhmischen Vorfahren einst um die Verwirklichung eines eigenen Schulprojektes gerungen und wie wichtig war ihnen doch diese größere Schule (erster Schulanfang am 2. April 1906), wenn es auch in der Neuzeit nicht mehr vordergründig um die tschechische Sprache ging! Die Germanisierung galt schließlich als abgeschlossen. Wie zuletzt in der Alten Schule, so wurde selbstverständlich in diesem stolzen Neubau ausschließlich deutsch gelehrt und gelernt. Die Lehrer in den beiden Bildungseinrichtungen haben vielleicht den wichtigsten Beitrag zur endgültigen Integration unserer Eltern und Voreltern geleistet. Das war dann allerdings nach fast 200 rückwärts orientierten Jahren auch allerhöchste Zeit! Mich haben der Krieg allgemein und die einschlägige Gebäudezerstörung besonders allerdings mehrere Jahre schulischen Lernens gekostet. (Oder erspart? Nein doch, ich bin möglicherweise gerade deswegen später wirklich jeden Tag gern in die Schule gegangen!) Die Schulruine im Gesinieć (alias Friedrichstein/Hussinetz) der ersten Nachkriegszeit wurde trotzdem mein begehrter Tummelplatz. Sie wurde mein bevorzugter Spielplatz,

denn ich konnte darin untertauchen und ich habe darin nach Schätzen (!) gesucht, was noch an anderer Stelle ein Thema aus Hänschens Zeiten sein wird. Und heute? Heute stehen Einfamilienhäuser darüber!

Doch erst einmal zurück zum Krieg.

Nach dem fesselnden Bericht von Alfred Kilian, der als Kind ebenfalls noch die Nachkriegsjahre im Dorf erlebte, das nun Gesinieć hieß, hatten ja die Russen endgültig am 26. März 1945 Strehlen in der Hand und somit auch halb Friedrichstein/Hussinetz, wo es dann allerdings zum endgültigen Stillstand des russischen Vormarsches kam. Die Rote Armee stand also ab diesem historischen Tag nicht irgendwo im Strehleener Vorstadtgelände (und auch nicht südlich des Dorfes gemäß H. Neidhardt), sondern mitten in unserem Dorf, das zu diesem Zweck schon Monate zuvor durch die bedeutendste - weil planmäßig vermint und auch anderweitig ausgebaut - deutsche HKL des Zweiten Weltkrieges geteilt worden war, siehe rote Linien in Bild 3. (Mit fettem schwarzen Strich wurde hier zur Übersicht die annähernde Lage der Hussinetzer Flurgrenze angedeutet. Achtung, ein Fehler bei H. Neidhardt: Er hat die Front ab dem 26. März etwas zu weit nach Süden verlegt.) Damit setzte sich allerdings nun der folgenschwere Bestands-Exodus im Ort fort bzw. er wurde nun erst richtig wirksam.

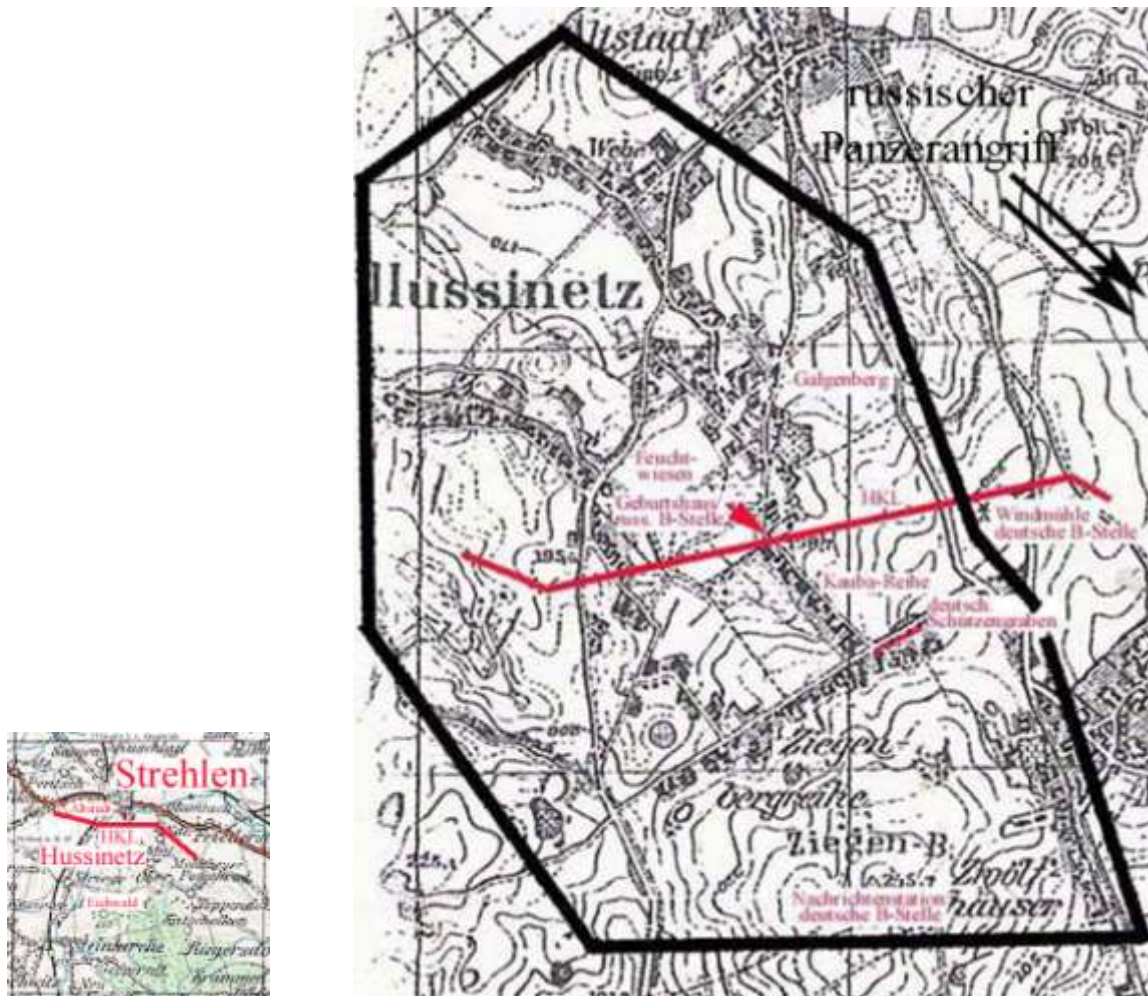


Bild 3: Das mit der Altstadt von Strehlen eng verzahnte Hussinetz wurde ab dem 26. März 1945 durch die letzte befestigte Verteidigungslinie der Wehrmacht geteilt (rote Linie), mit fatalen Folgen für die Südhälfte des Dorfes. Unser Haus (roter Pfeil) auf der Höhe 198,7 war B-Stelle der Roten Armee.

Die Rote Armee stand also ab diesem historischen Tag nicht irgendwo im Strehlemer Vorstadtgelände (und auch nicht südlich des Dorfes gemäß H. Neidhardt), sondern mitten in unserem Dorf, das zu diesem Zweck schon Monate zuvor durch die bedeutendste - weil planmäßig vermint und auch anderweitig ausgebaut - deutsche HKL des Zweiten Weltkrieges geteilt worden war, siehe rote Linien in Bild 3. (Mit fettem schwarzen Strich wurde hier zur Übersicht die annähernde Lage der Hussinetzer Flurgrenze angedeutet. Achtung, ein Fehler bei H. Neidhardt: Er hat die Front ab dem 26. März etwas zu weit nach Süden verlegt.)

Doch warum unterstreiche ich bei obiger Nennung der HKL das Wort „bedeutendste“? Die Antwort darauf ist zu Hussinetz mindestens vierfach, wenn ich mich auch dabei teilweise wiederhole:

1. Weil die örtliche HKL vom Angreifer niemals im Kampf überwunden worden ist! Diese Hussinetzer Hauptkampflinie blieb gemäß H. Neidhardt nicht nur für „*knapp zwei Wochen ... unverändert*“, sondern, wie gesagt, sogar bis zum Kriegsende. So können sich die 100. Jäger-Division und eine mir unbekannt SS-Einheit sowie vielleicht auch der Volkssturm für alle Zeiten mit diesem bemerkenswerten Abwehrerfolg rühmen. Und dies wird nochmals durch die Aussagen im folgenden Punkt unterstrichen.

2. In der auf vielen Seiten (13 Bände!) aus sowjetischer Sicht verfassten „Geschichte des Zweiten Weltkrieges“ ist wirklich fast ausschließlich von Angriffen der Roten Armee die Rede. Insofern erstaunt der überaus vielsagende Satz: „*Die Hauptkräfte der (sowjetischen) Armeen des linken Flügels der Front (also der 1. Ukrainischen) erreichten die Linie Strehlen (hier müsste es korrekt Hussinetz heißen) - Neisse - Opava, wo sie auch zur Verteidigung übergangen.*“ Danach wendet sich jedenfalls das aufwendige russische Historiker-Werk wieder allen möglichen Kriegsschauplätzen in Europa und der Welt zu, um sich schließlich im letzten Kapitel den erfolgreichen Angriffen bei der Einnahme Berlins zu widmen: In Hussinetz mussten sie sich jedenfalls verteidigen!

3. „*Deutschlands letzte Verteidigungslinie sollte* (offenbar nach den Plänen des deutschen Oberkommandos) *deshalb* - weil die Russen so überlegen waren und damals soeben die Oder erreichten - *die Elbe von Hamburg bis einschließlich Prag werden.*“ Dies ist ein Satz aus dem Buch „Die vergessenen Helden“ (2006) des Militär-Historikers D. Heinze. Bekanntlich ist weder der Elbe die „Ehre“ der entscheidenden HKL des 3. Deutschen Reiches in dessen Mitte zuteil geworden, noch hielt die von Hitler viel gepriesene Oder-Hauptkampflinie an seiner nord-östlichen Grenze stand. Es gab nur einen „letzten HKL-Abschnitt“, nämlich den in Schlesien, der niemals von den Russen überwunden worden ist, und der verlief - ich wiederhole mich erneut - quer durch unser Hussinetz und zudem nur wenige Schritte vor meinem Geburtshaus! Während Breslau am 6. Mai 1945 doch noch kapitulierte, war dies in Hussinetz nicht einmal das der Fall. Das bedeutet aber im fatalen Umkehrschluss, dass hier bis zum letzten Tag gekämpft worden ist.

4. Sogar noch Jahre später - im „Krieg nach dem Krieg“, wie ich es in einem einschlägigen Abschnitt bezeichne - brachte sich die Hussinetzer HKL für uns mit Tod und Elend bringenden Explosionen in böseste Erinnerung, und es traf dieser Nachkriegsterror ganz besonders auch die Unschuldigen, nämlich uns Kinder.

Also, es muss sich schon für einen Hussinetzer um eine ganz besondere Hauptkampflinie des Weltkrieges gehandelt haben. Da ist nichts an den Haaren herbei gezogen. Nur einen weiteren Berichtsfehler muss man noch beseitigen. Wie gesagt, in der Folge heftiger Operationen nördlich und östlich von Strehlen

bekam die vorletzte, vor Strehlen gelegene schlesische Hauptkampflinie, die vom 10. bis 24. März 1945 Bestand hatte und durch die Einnahme Strehlens zwischen 24. und 26. März jene geringfügige Korrektur erfuhr, einen zusätzlichen Knick, dessen Lage in der Karte 151 des vielbändigen Buches von H. Hoffmann u.a. (Herausg.) „Geschichte des Zweiten Weltkrieges 1939-1945“ (Kartenauszug siehe in Bild 3 im Abschnitt „Schlesien wird Kriegsschauplatz im Zweiten Weltkrieg“) westlich von Strehlen eingetragen worden ist. Das ist falsch, denn der befand sich exakt am östlichen Ortsrand von Hussinetz, und dieser Ort liegt genau im Süden von Strehlen. Dorthin muss man also den Knickpunkt verlegen. Mit anderen Worten, der Minengürtel der HKL in und bei Hussinetz wirkte tatsächlich wie eine Festung. Sie war gewissermaßen das „East-End“ der Kriegsgeschichte auf deutschem Boden.



Bild 4: Der Kessel von Breslau und der drastische Frontknick in Friedrichstein/Hussinetz (nach den dramatischen Vorstößen der Roten Armee nordwestlich und südlich der Region) sind Anfang Mai 1945 die Residuen deutscher Herrschaftsansprüche in Schlesien.

Natürlich blieb dies in der historischen Berichtserstattung bisher vollkommen unberücksichtigt. So findet im Internet, zum Beispiel in swg-hamburg.de, die einschlägige Geschichtspolitik folgende Feststellung zu Schlesien: „Die Front verlief am 8.5.1945 von der Neiße nördlich Görlitz etwa über Lauban, Löwenberg, Strigau, Strehlen, Neisse, Jägerndorf, Troppau, Hultschin nach Teschen.“ Hier kommt es allenfalls auf das „etwa“ an, denn statt Strehlen müsste es sogar korrekt Hussinetz (bzw. Friedrichstein) heißen. Nun, seit den gezählten Tagen von Napoleon (Waterloo!) - genauer wohl, seit der Globalisierung von Kriegen und der immer gigantischeren Ausdehnung von Kriegsschauplätzen - ist es eher unüblich geworden, Dörfer als Tatorte zu benennen.

Trotzdem wurde auch hier - und zwar wohl ausschließlich über den Minengürtel

hinweg - das für die Zeit typische Kriegshandwerk ausgeübt: Es wurde geschossen. Die Kräfte waren freilich unterschiedlich verteilt. Da uns, wie gesagt, die Detailbeschreibungen von Zeitzeugen weitgehend fehlen, müssen wir uns die Ereignisse anhand von allgemeinen Indizien sowie Fakten im Bestand rekonstruieren, wie sie bei der Rückkehr ins Dorf (Ende Mai 1945) und fortfolgend vorgefunden worden sind. Fährtenleser bin ich dabei im Wesentlichen selbst, d.h., es ist das Hänschen von damals, dessen Beobachtungen im Gedächtnis hängen geblieben sind. Man muss es sich halt noch einmal vergegenwärtigen: Die mächtige Rote Armee und die längst ums blanke Überleben kämpfende Wehrmacht hatten sich punktuell ausgerechnet hier festgebissen. Es hielt sich zwar unweit im Norden diese Festung Breslau. Sie war jedoch seit Mitte Februar 1945 vollständig eingekesselt, siehe Bild 4. Durch das Dorf, quasi sogar unmittelbar vor unserer Haustür, verlief gemäß dem Foto und dem Lageplan in den Bildern 3, 5 und 6 diese im Jahr 1945 rangmäßig erste Hauptkampflinie des Zweiten Weltkrieges in Europa!! Danach folgte bekanntlich nur noch das Szenario des vollständigen Zusammenbruchs des Dritten Reiches. Weil das so ungewöhnlich ist, habe ich also die Umstände genauer recherchiert und mich aus dieser Perspektive zur Niederschrift der Ereignisse und Eindrücke entschlossen.



Bild 5: Dieses vor dem Weltkrieg entstandene Foto hat zufällig die perspektivische Ausrichtung des Minengürtels (zwischen den gestrichelten roten Linien) im Dorf. Man erkennt - ab dem 26.4.45 auf russischer Seite - unter anderem in der Mitte unser Haus auf der

Höhe 198,7, dahinter das Gut Witwar, im Hintergrund die Windmühle, sowie rechts - auf deutscher Seite - hinter Bäumen die Höfe von Matitschka und Kauba.

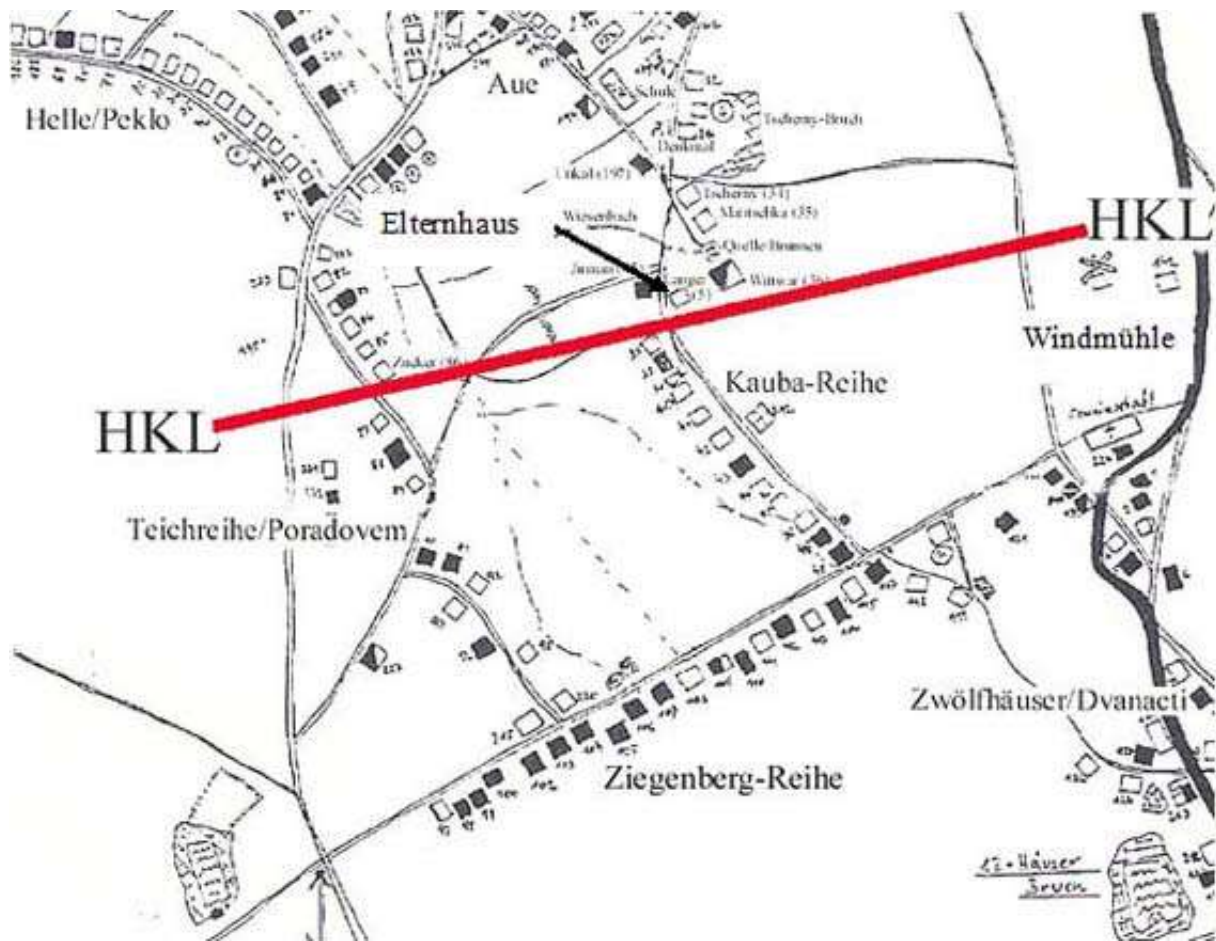


Bild 6: Im Lageplan-Auszug von Hussinetz (siehe www.drhdl.de) ist der Verlauf der vermuteten Hauptkapflinie rot angedeutet.

Die örtliche Frontlinie und ihr dauerhafter Bestand wurden, wie mehrfach betont, eindeutig durch den Minenstreifen bestimmt. Wir müssen uns somit zunächst mit diesem beschäftigen. Grob gesehen verlief er, wie aus den obigen Bildern ersichtlich, ziemlich genau durch das Dorfzentrum. Aus den verschiedenen Darstellungen ist zudem jene Besonderheit zu erkennen, dass unser Haus 1, siehe in Bild 7, damit automatisch - zumal auf der Anhöhe 198,7 gelegen - der eigentliche Vorposten auf russischer Seite war. Es wurde daher quasi zwangsläufig zur Beobachtungs- und Feuerleitstelle russischer Offiziere umfunktioniert. Na, prima! In allen Kriegen sind übrigens solche exponierten Ziele meistens vom Gegner als erstes gründlich vernichtet worden - sofern er dazu die Möglichkeiten hatte - doch hier sollte es eben deshalb ganz anders kommen.

Um das Geschehen schrittweise zu rekonstruieren, betrachten wir zunächst die beiden Lagesituationen der Kriegsgegner.

Die Lage der Wehrmacht in Hussinetz

Man hatte ja auf deutscher Seite wirklich viel Zeit gehabt (etwa Januar bis März 1945), um die HKL zu planen, auszuführen und vor allem die Minen zu verlegen. Um es vorweg zu sagen, das Hussinetzer Gelände war aus militärischer Sicht hervorragend zur Verteidigung geeignet, siehe die Skizze in Bild 7. Dafür gab es mehrere Gründe.

So mag die Überlegung zur Dorflage Hussinetz eine Rolle gespielt haben, wonach die von Strehlen aus im letzten Drittel zu querenden Feuchtwiesen (zudem Bäche und Teiche!) für gegebenenfalls angreifende Panzer (P) ein natürliches Hindernis darstellten.

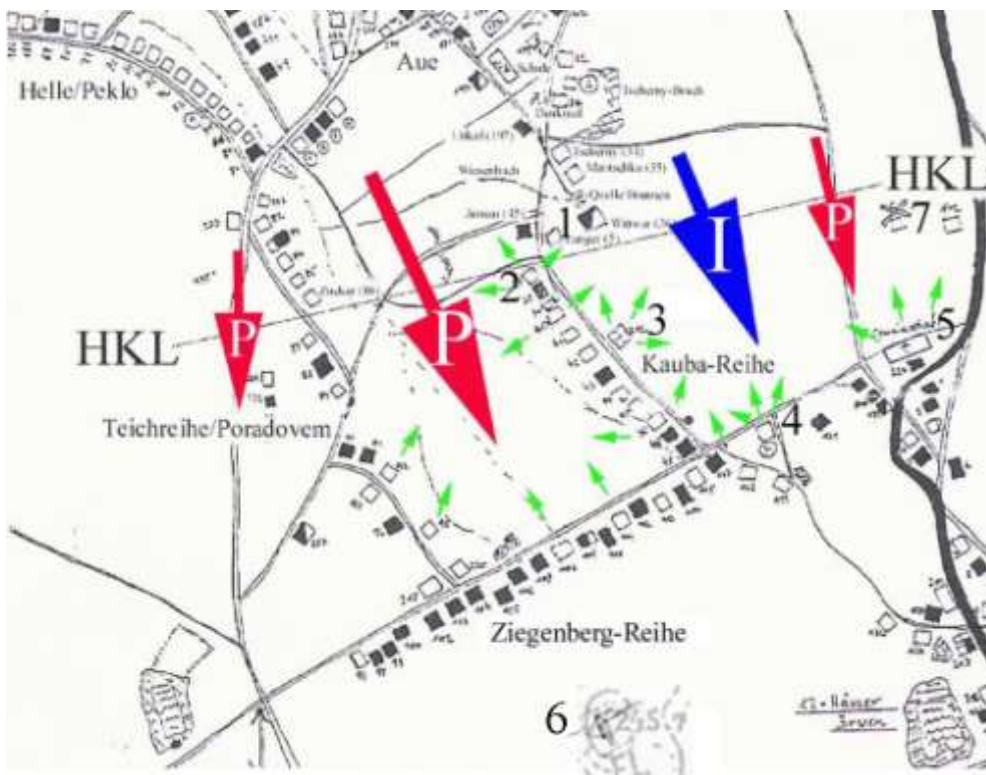


Bild 7: Rekonstruktion der deutschen Planung russischer Angriffe in Friedrichstein/Hussinetz

Panzer sollten sich also möglichst erst einmal im Morast fest fahren. Für den Rest waren dann die gerade hier zahlreich verlegten Panzerminen zuständig, siehe auch Bild 10. Taktisch war selbstverständlich die Dorfstrasse (unsere Kauba-Reihe) bedeutsam, die als einzige in der Mitte von Hussinetz durchgängig bis zum Fuß des im militärischen Sinne lokal-strategisch bedeutsamen Ziegenberges führte, um dann allerdings, der weiteren, zunehmend hohen und bewaldeten Strehleener Berge wegen, nur im unübersichtlichen rechtwinkligen Zickzack den Weg weiter nach Süden zu öffnen. Auch die am Westrand des Dorfes verlaufende Fernstrasse hatte ihre Tücken. Sie ist bis zum

Kriegsbeginn nur bis Eichwald ausgebaut worden, wo sie ohnehin schon immer mit einem 90°-Knick ebenfalls den Strehleener Bergen ausweichen muss. Also wären für den Russen Umwege über Steinkirche notwendig gewesen, um den militärisch so bedeutsamen Ziegenberg und sein unwegsames Hinterland zu attackieren oder gar hier hindurch in den Süden Schlesiens vorzudringen. Am Ostrand von Hussinetz gab es zwar den Weg nach Mehltheuer/Podiehrad, doch führte der - zudem steil, schmal, sandig und schlecht ausgebaut - schon mitten hinein in das Bergland, nämlich über den hohen Windmühlenberg. Grundsätzlich musste man jedenfalls auf allen südwärts weisenden Strassen in Hussinetz mit Panzerattacken rechnen. Sie wurden daher ebenfalls mit Panzerminen versehen.

Der noch größere Ziegenberg mit den an seinen Hangausläufern aufwärts gestaffelten, Deckung bietenden Häusern - vor allem entlang der Kauba-Reihe im Vorfeld (ab Matitschka-Haus 2 und Friesel-Häuser 3, 4) - war nicht nur dadurch eine ideale, entscheidende Verteidigungsstellung für die Wehrmachtssoldaten (grüne Pfeile), sondern auch aufgrund der ausgezeichneten Übersicht, die man von ihm aus besaß. Dieser Bereich bot sich nämlich für sowjetische Infanterie-Angriffe (I) geradezu an, wie die Verlegung der Tretminen belegte. Auf dem Gipfel des Ziegenberges befand sich zudem das schon vor dem Krieg gebaute Gebäude einer gut ausgestatteten Nachrichtenstation 6. Sie wurde nun die neue B-Stelle der Wehrmacht. Die vier einst so charakteristischen hölzernen Funkmasten hatte man vorsorglich gesprengt, damit sie den Russen nicht als Zielmarkierung dienen konnten. Das half zwar am Ende nicht viel, doch dadurch, dass das Gebäude in Stahlbeton ausgeführt worden war, glich es im gegebenen Fall eher einem Bunker. Man gewann diesen Eindruck vor allem nach dem Krieg angesichts des verbliebenen Bestands an Wänden und Decken trotz schwerer Treffer durch Beschuss und Bombardierung. (Werner Sperlich beobachtete vom nahen Geppersdorf aus teilweise heftige Luftkämpfe in diesem Bereich. Das hat sich in seiner Erinnerung besonders eingepägt, weil sein Bruder als Kampfflieger zu jener Zeit bereits durch ein Flugzeugunglück ums Leben gekommen ist. Auch mein Bruder sah von zu Hause aus, allerdings noch vor Ende Januar 1945, russische Jagdflugzeuge im Tiefflug und mit MG-Feuer - charakteristische Leuchtspurmunitien! - in die Richtung Ziegenberg fliegen.) Das Funkgebäude und die hochwertige nachrichtentechnische Inneneinrichtung waren zwar nach dem Krieg unbrauchbar (bzw. nun ein hervorragender Tummel- und Demontageplatz für Kinder und Jugendliche), doch war eine Strukturzerstörung des Bauwerkes kaum auszumachen. Hier befanden sich also mit Sicherheit die Führungszentrale und Nester schwerer MG der Deutschen.

Entscheidend für die russisch besetzte Nordhälfte von Hussinetz war jedoch folgendes: Die Deutschen verfügten offensichtlich über keine schweren Waffen mehr. Sonst hätten sie nämlich unser Haus 1 an erster Stelle (und weitere Häuser auf russischer Seite) völlig zerstört. Dass es sich im Fall unseres Anwesens um

ihre B-Stelle der Roten Armee gehandelt hat, verriet sich ohnehin anhand der Lage auf maximal vorgeschobenem Posten, aber auch anhand der bei der Rückkehr von uns „Flüchtlingen“ vorgefundenen Bestandsmerkmale, die natürlich den deutschen Beobachtungsposten nicht entgangen sein können und die wir anschließend analysieren werden. Von den anwesenden russischen Offizieren berichtete zudem meine vor Ort gebliebene Großmutter. Immerhin, daran kann ich mich gut erinnern.

Die Lage der Roten Armee in Hussinetz

Auch die Rotarmisten auf der anderen Seite waren offenbar nicht üppig ausgerüstet (bzw. vergeudet an diesem vorletzten Nebenschauplatz in ihrem „Vaterländischen Krieg“ nicht unnötig ihr Leben). Man hat die Stellung zwar besetzt, doch kam es ja zuvor zu jener unerwarteten Aufspaltung der sowjetischen Hauptkräfte entlang des 90°-Knickes der großräumigen Feldkampflinie, und man strebte ganz anderen, kriegstaktisch bzw. sogar kriegsstrategisch bedeutsamen Kampfzielen zu. Auch dürfte man dadurch weiträumig die bewaldeten Strehleener Berge, in denen sich die Wehrmacht verschanzt hatte, geschickt umgangen haben.

Den von den Deutschen eingeplanten Panzerangriff auf den Hussinetzer HKL-Abschnitt im Bereich der Wiesen hat es jedenfalls nicht gegeben, denn das wäre zumindest definitiv durch Explosionstrichter von Panzerminen, die nachweislich sehr zahlreich im Boden der Wiesen und Wege lagen, sowie Spuren im Morast auch noch nachträglich verraten worden. Die Annahme eines solchen war jedoch nicht unberechtigt, denn die zerschossenen russischen Panzer, die man bei Niedermehltheuer (früher Niederpodiebrad) östlich von Strehlen/Hussinetz nach dem Krieg vorfand, siehe Doppelpfeil-Markierung in Bild 3, sind ein untrüglicher Beweis für einen solchen, abgeschlagenen Angriff in dieser Region. Mein älterer Bruder, als Augenzeuge, hat mit anderen größeren Kindern diese stählernen Objekte sogar später eine Zeit lang bevorzugt in seine Spielpläne einbeziehen können.

Eine groß angelegte Attacke der Infanterie kann man im Hussinetzer Abschnitt ebenfalls ausschließen. Wenn auch Tretminen viel kleinere Trichter hinterlassen als Panzerminen, so wären solche mehr als einzeln vorgekommen, und wir hätten sie bemerken müssen: Erstens konnte man die bodennahen Flächen vor unserem Haus zur fraglichen Jahreszeit noch gut überblicken und zweitens wäre uns das unbedingt aufgefallen als wir akribisch ganze benachbarte Ackerschläge, die zudem Hunderte Meter innerhalb des Minengürtels parallel zu diesem verliefen, Zentimeter um Zentimeter nach Minen absuchten. In der Entminungs-Verantwortung unserer Familie (gemeinsam mit der Familie Witwar) lag schließlich der damals aus russischer Sicht vorderste Ackerstreifen, der sich innerhalb der Dorfflur von der Kauba-Reihe bis hinauf zum Sandweg

auf dem Windmühlenberg hin zog.

Wir analysieren nun zunächst den Nachkriegsbestand meines Geburtshauses aus der B-Stellen-Perspektive. Dazu soll uns die Skizze in Bild 8 unterstützen. Veränderungen, die sich durch den russischen B-Status ergeben hatten, sind rot eingezeichnet.

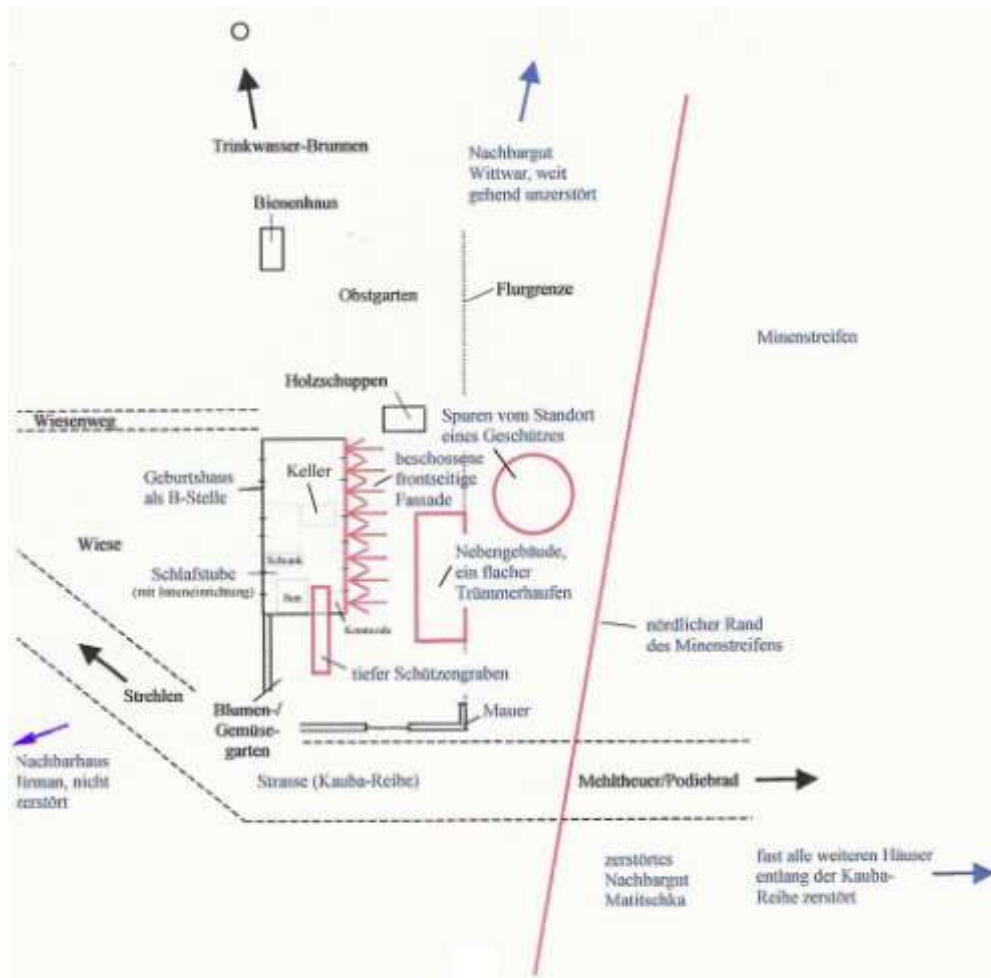


Bild 8: Mit wenigen Strichen wird vor dem geistigen Auge der Erinnerung aus dem historischen Steinarbeiter-Haus, in dem ich geboren wurde, eine Kampfstation der Roten Armee.

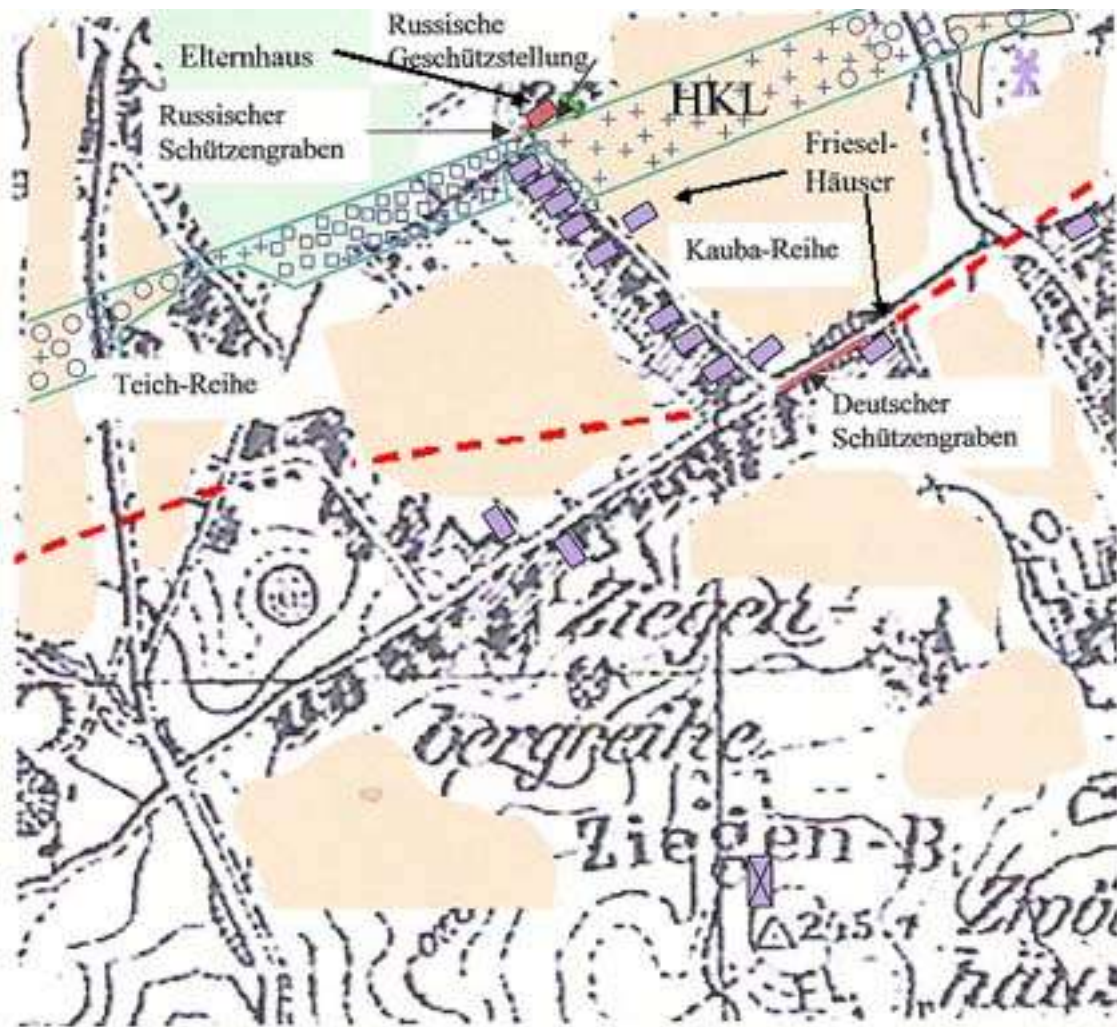
Unser Haus bestand trotz seiner exponierten Lage und militärischen Bedeutung auf russischer Seite zum Kriegsende noch weitgehend unversehrt, jedoch unser teilweise massives Nebengebäude, in dem einst zum Beispiel glückliche Hühner gackerten, sah aus wie ein bewusst eingeebener Trümmerhaufen. Man bekam also den Eindruck, dass es absichtlich flach niedergedrückt worden ist, um aus den Fensterschlünden des Hauses und anderen, bodennahen Deckungen freie Sicht auf das gegnerische Gelände zu bekommen. Tja, und dann dieser Schützengraben! Man hatte ihn von der Mitte unserer ehemaligen Schlafstube, unter der westlichen Giebelgrundmauer hindurch, bis weit in den vorgelagerten

Gemüse- und Blumengarten angelegt. Die eichenen Ehebetten - einst der Stolz meiner Eltern und in denen ich, der ich als Kriegskind am 13. März 1941 geboren wurde, wohl im Juni 1940 einst als Vaters Urlaubserinnerung hergestellt worden bin - standen bei unserer Rückkehr sorgfältig zerlegt (!) und als Bündel schräg in der hinteren Wanddecke. Genau zwischen ihrem ehemaligen Standort und unserer Kommode fehlten die Dielenbretter und es gähnte dieses tief ausgeschachtete Langloch. Im Garten hinterließen, zum größten Leidwesen unserer Mutter, die ergrabenen Erdmassen eher ein kleines Mittelgebirge, statt freundlicher Beete. Die Grabenlänge dort wurde bestimmt durch die Überlappung mit unserer in Naturstein ausgeführten Mauer, siehe schmaler Pfeil in Bild 9, die im Südwesten unser Grundstück damals noch über die Ecke begrenzte (fetter Pfeil).



Bild 9: Noch viele Jahrzehnte nach dem Krieg stemmt sich mein Elternhaus gegen den Verfall. Es stellt sich wirklich die Frage, wessen Beitrag ist wohl entscheidender, der des böhmischstämmigen Erbauers (mein Urgroßvater), der meines deutschen Vaters, der der russischen Offiziere oder der des heutigen polnischen Eigentümers. (Am besten, man macht daraus eine europäische Erinnerungsstätte und rettet so dieses einzigartige Kulturdenkmal!)

Meinen geliebten Spiel- und Aussichtsplatz, die „Mauerecke“ - Hänchen wird noch berichten - bevorzugten also die Russen ebenfalls, allerdings wohl eher zum Schutz vor gegnerischen Kugeln beim Observieren der Gefechtslage. Die Richtung, aus der die deutschen Geschosse kamen (im Foto von rechts) - somit die Lage der Frontlinie - war ja eindeutig bestimmt durch die Querausdehnung des in der Skizze (Bild 10) markierten Minenstreifens.



■ Vorkriegs-Häuserbestand

■ Häuser-Ruinen

■ Elternhaus/russische B-Stelle

■ Nachrichtentechnisches Gebäude/deutsche B-Stelle (Ruine)

□ Feuchtwiesen-Bereiche

□ Acker-Bereiche

— Schützengräben

+○ Minenstreifen

+ Tretminen

□ Holz-Panzerminen

○ Teller-Panzerminen

✱ Windmühle
(zerstört)/deutsche
B-Stelle

Bild 10: Genauere Rekonstruktion der militärischen Lage und des Bauwerks-Zustandes in Friedrichstein/Hussinetz am Ende des Zweiten Weltkrieges

Der russischen B-Stelle unmittelbar vorgelagert, etwa in der Mitte zwischen ihr und dem Nordrand des Minenfeldes (also etwa im Abstand von 30 m gegenüber unserer Haustür), muss ein großkalibriges Artillerie-Geschütz gestanden haben, siehe Lageskizze in Bild 8. Seine Stellung zeichnete sich noch im Juni 1945 deutlich im Getreidefeld ab, dessen Saat (vom Witwar-Bauer lange zuvor

ausgebracht) ringsum ungestört aufgegangen war. Ich habe zwar keine Vertiefung, sondern nur eine größere rundliche Lichtung auf der schmalen Ackerfläche (die übrigens nicht vermint worden war) in Erinnerung. Die Russen dürften vermutlich ihre Kanonenstellung hier jedoch eingegraben oder umwallt haben, doch der Eigentümer Witwar hatte sie bereits vor unserer Rückkehr wieder eingeebnet.

Interessant in diesem Zusammenhang ist allerdings das traurige Bild, das die frontseitige Fassade unseres Hauses bot. Sie war übersät von punktuellen Putz- und Mauerwerksschäden. Doch was Mutter und Großmutter sicher pauschal als skandalös einstufte, betrachtete Hänschen mit ganz anderen Augen. Ich erinnere mich noch genau an verschiedene Details. So fielen kleine, flache und größere, tiefe Trichter auf. Besonders letztere gingen zwar teilweise ineinander über, waren aber an vielen Stellen mit gewissen Abständen linear angeordnet, was wohl die Salven von Maschinengewehren verriet. Um die Fensteröffnungen häuften sich viele Einschusslöcher der kleineren Kategorie: Ganz klar, das war die Arbeit von Karabiner-Scharfschützen auf deutscher Seite. In meinem Gedächtnis taucht übrigens keine zweite Fassade von Gebäuden in Hussinetz/Gesinieć auf, die so charakteristisch entstellt worden ist wie die unsrige. Das ist somit ein weiterer Beleg dafür, dass die deutschen Aufklärer von der besonderen Bewandnis unseres Hauses wussten. Man würde es sicher gern - und da wiederhole ich mich bewusst - in seine Bestandteile zerfetzt haben, falls man schwere Waffen zur Verfügung gehabt hätte. So beweist aber der damalige Bestand genau das Gegenteil, und er belegt zudem generell die knappen Ressourcen der niederschlesischen Wehrmacht im März/April 1945. Diese Erkenntnis wird gestützt durch gewisse Aussagen von Hanns Neidhardt und Hans Drescher zum Strehleener Kriegsgeschehen. Auch belegen dies die Beobachtungen meines Kusins, Werner Sperlich, die er beim Rückzug der deutschen Armeegruppe um den 8. Mai 1945 machte.

Für ganz Hussinetz hatte dies jedenfalls sehr weitreichende Folgen, wurde doch dadurch der Häuserbestand der in russischer Hand befindlichen Hälfte des Dorfes weitgehend verschont. Auf deutscher Seite sah es dagegen völlig anders aus. Besonders eingepägt haben sich die vielen Ruinen entlang unserer Kauba-Reihe, siehe Bild 10. Nimmt man Hänschens verschiedene weitere Beobachtungen und Erlebnisse hinzu, so kann man sich daraus sogar einige wesentliche Abläufe des Krieges in Hussinetz herleiten.

Fast machte nämlich die Verteilung der Trümmerhaufen auf deutscher Seite den Eindruck, als hätte das eine Geschütz vor der russischen B-Stelle in einem Umkreis von mehreren hundert Metern die „Arbeit“ ganz allein gemacht. Dieses Szenario greifen wir weiter unten auf, um einmal vor dem geistigen Auge die Kampfhandlungen nachzuvollziehen. Unter den gegebenen Umständen war

diese einzige, nach dem Krieg im Bestand feststellbare Geschützstellung offensichtlich auch völlig ausreichend, denn es erhöht sich erfahrungsgemäß - ohne schweren Gegenbeschuss und mit jener langen Zeit bis zur deutschen Kapitulation - die Treffsicherheit gravierend, wenn man eine ganze Geschützatterie letztlich auf ein einziges aktives Rohr reduziert. (Dies ist zumindest eine persönliche Erfahrung, die mir im Mannesalter widerfuhr, nämlich in jenem nur einen Monat lang andauernden - Den Göttern sei es gedankt! - Pflichtdienst an einer Feldhaubitze als Kanonier der Nationalen Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik, der übrigens genau am Tag des Mauerbaus, dem 13. August 1961, begann.)

Rekonstruktion der Kampfhandlungen in Hussinetz

Jetzt also, nachdem wir einige Fakten zusammen gestellt haben, können wir uns sogar den Verlauf der Kämpfe in Hussinetz ziemlich detailliert vorstellen, indem wir zudem der Phantasie einen Platz einräumen. Nach der Einnahme von Strehlen gingen beide Seiten in der Mitte von Hussinetz endgültig in Stellung, dies vor allem, nachdem die Russen die Existenz des Minengürtels erkannten, hinter dem die Deutschen lauerten. (Es gab im Krieg Situationen - so zum Beispiel während der Schlacht im Kursker Bogen - da wurden die Soldaten beider Seiten rücksichtslos in verminte Kampfzonen getrieben. In Hussinetz dürften selbst die Russen daran kein Interesse gehabt haben, da kaum etwas zu gewinnen war.) Also zog man lediglich die Auskundschaftung des Geländes vor, was sicher einige Zeit in Anspruch nahm. Minen mit geringen Metallanteilen, und um solche handelte es sich ja hier gemäß unserer späterer noch zu schildernden Erfahrung hauptsächlich, sind sehr schwer auszumachen. Dies gilt auch für einschlägig geschulte und ausgerüstete Angehörige der Pioniertruppen. Zudem haben die Deutschen sicher sehr aufmerksam danach getrachtet, alle Aktivitäten im Minengelände zu unterbinden. Dieser erste Zeitabschnitt der militärischen Auseinandersetzungen im Dorf dürfte also insbesondere für die Russen nicht ganz ohne Personalverluste abgelaufen sein. So werden sie zwar trotzdem die besondere Brisanz der Minenbastion festgestellt haben, doch die detaillierten Eigenschaften des Minengürtels waren für sie möglicherweise letztlich ohne Belang. Es wurde sicher vor allem die sonstige Gefechtslage der Deutschen inspiziert, die sich schnell anhand der topologischen Verhältnisse und des Bestands an Gebäuden auf der anderen Seite aufklärte. Man erkannte zudem bald, dass die Höhe 198,7 mit unserem Anwesen darauf eine besondere, eine strategische Bedeutung auf russischer Seite hatte. Die Rote Armee baute daher ihre Stellung gerade hier schleunigst aus. Es wurden im Dunkeln Schützengräben geschanzt und sogar im Verlaufe der Zeit vielleicht auch einige eigene Minen verlegt, da man mit Gegenangriffen der Wehrmacht zu rechnen hatte. Die Russen interessierten sich jedenfalls ab sofort kaum für die deutschen Minen. Sie begnügten sich vielmehr mit einem für sie vorteilhaften, längeren Stellungskampf.

Hänschen dagegen musste ums Überleben fast alle einst von den Deutschen eingebrachten Minen in der „ehrwürdigen Erde von Hussinetz“ innerhalb seiner Flurgrenzen im „Krieg nach dem Krieg“ irgendwie zur Kenntnis nehmen, viele und die übelsten von ihnen sogar - das ist wirklich geradezu irre - anhand ihrer Explosionen. Diesen Themen habe ich daher besonders detaillierte Ausführungen gewidmet. Im Vorgriff verwende ich hier im Lageplan des Bildes 11 den rekonstruierten Minenstreifen gemäß Bild 10 nicht nur anhand seiner Ausdehnung und Form im Bereich von Hussinetz, sondern sogar mit seiner im Laufe der Zeit tatsächlich ermittelten Verteilung der Minenarten.

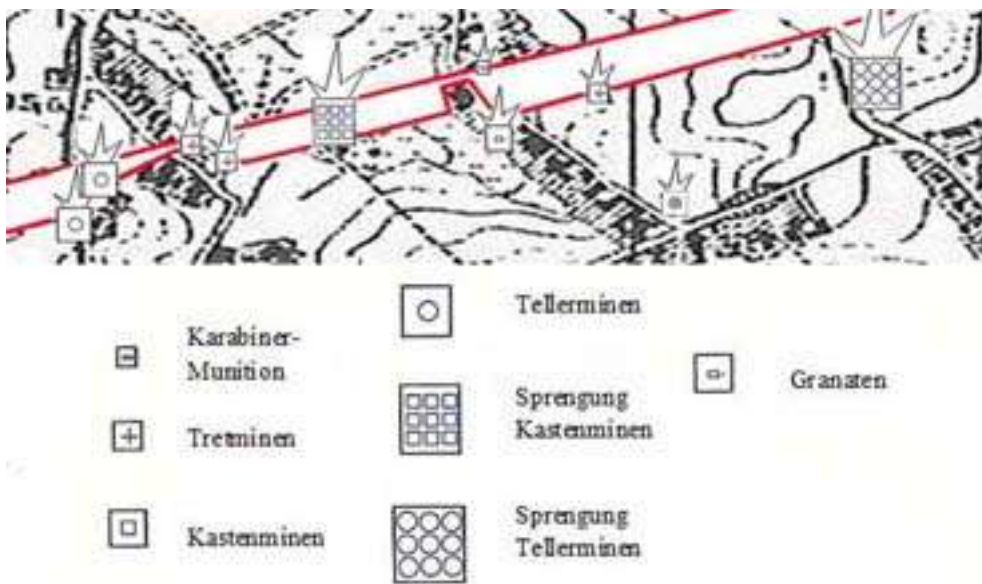


Bild 11: Rekonstruktion des Friedrichstein/Hussinetzer Minenstreifens anhand von Explosionen nach dem Zweiten Weltkrieg (also im „Minenkrieg nach dem Krieg“)

Diese „Ermittlung“ war für Hänschen keine Herzensangelegenheit, doch wurde sie ihm durch die Ereignisse förmlich aufgedrängt und blieb bis in die Einzelheiten in seinem Gehirn verankert. Die Lebensgefahr war damals schließlich stets der Begleiter, und viel zu oft hieß sie für andere Gevatter Tod. Und oft genug zielten brisante Ladungen auf mein eigenes, damals noch kurzes Leben. Zugegeben, bei meinen Recherchen in der historischen Fachliteratur zum Zweiten Weltkrieg ist es mir niemals begegnet, dass sich jemand der ungewöhnlichen Aufgabe stellte, die nahezu komplette Minenverteilung eines deutsch-russischen Kampfgebietes nachträglich festzustellen. Für die Geschichte von Hussinetz und den Untergang seiner Dorfgemeinschaft ist das aber keine überflüssige Lustigkeit, sondern trägt wesentlich zur Ursachenforschung bei. Man möge also Nachsicht üben.

Beschäftigen wir uns also zunächst noch einmal anhand der Bilder 7 bis 11 genauer mit der sonstigen militärischen Situation auf deutscher Seite. Die

Wehrmacht war gut vorbereitet, und sie besaß die Geländevorteile. In Richtung auf den Ziegenberg gab es vor allem entlang der Kauba-Reihe genug Häuser, die Deckung boten. Dort hatten sich die Scharfschützen fest gesetzt, waren Maschinengewehre aufgestellt sowie Handgranaten bereit gelegt. Die Kauba-Reihe teilte das deutsche Operationsgebiet innerhalb von Hussinetz zudem in zwei Bereiche. Das breite Wiesen- und Felder-Gelände sowie die neue Straße nach Eichwald im Westen luden, wie von mir der deutschen Verteidigungsplanung unterstellt, zum Panzerangriff ein. Dort befanden sich daher sehr viele Panzer-Kastenminen (in den Wiesen) bzw. Panzer-Tellerminen (im Straßenbereich) im Boden, vergleiche Bilder 10 und 11. Man hoffte, wie gesagt, sicher darauf, dass ein solcher Angriff letztlich im Minengürtel und im Morast stecken bleibt. Notfalls war Flankenbeschuss aus den längsseits gestaffelten Häusern der Kauba-Reihe diesseits und der Teich-Reihe jenseits des Wiesengeländes möglich (grüne Pfeile). Östlich der Kauba-Reihe erwartete man dagegen eindeutig den Infanterie-Angriff. Der Minenstreifen enthielt hier, im Ackergelände tief gestaffelt und ausschließlich, Tretminen. Erst oben auf dem Windmühlenberg im Bereich des Weges von Strehlen nach Mehltheuer/Podiebrad hielt man wohl angreifende Panzer für möglich, so dass hier wieder Tellerminen vorherrschten. (Ein solcher Angriff hat ja weiter östlich tatsächlich stattgefunden.)

Für den Fall der Attacke mit Bodentruppen boten nicht nur die Häuser rechts der Kauba-Reihe gemäß Bild 7 vermeintlich vorteilhafte Schusspositionen, sondern gerade auch das auf halber Strecke auf der linken Seite befindliche Friesel-Haus 3 sowie die noch weiter nach links vorgeschobene Friesel-Tischlerei 4 der nach gelagerten Ziegenberg-Reihe. Diese Stellungen im Schutz von Gebäuden zeichneten sich durch jene jeweils gestaffelt erhöhte Lage gegenüber dem Vorfeld aus, in das der Feind hätte vorstoßen müssen. Um nicht ohne Deckung zwischen Kauba-Reihe, Friesel-Häusern und anderen Objekten wechseln zu können bzw. den Zwischenraum mit Soldaten zu besetzen, wurden Schützengräben angelegt - sie konnten nach dem Krieg noch teilweise im Gelände wahrgenommen werden - dies vor allem im östlichen, weitgehend unbebauten Abschnitt der quer verlaufenden Ziegenberg-Reihe. Oben auf dem Ziegenberg im Haus der Nachrichtentechnik 6 und wohl auch (?) in der Windmühle 7 auf dem Windmühlenberg saßen erfahrene Beobachter, die jede Bewegung der Russen innerhalb Hussinetz gut einsehen konnten. (Hinweis: Es gibt zum Standort der Windmühle widersprüchliche Aussagen. Demnach könnte sie auch auf russischer Seite gestanden haben. Insofern wäre anzunehmen, dass sie von russischen Beobachtern besetzt war.) So etwa dürfte sich die Wehrmacht ihre Chancen errechnet haben, so vielleicht lautete ihr taktischer Plan. Wir halten jedenfalls fest, dass viele Häuser von Hussinetz zum untrennbaren Teil ihres Verteidigungssystems geworden sind. So wurden sie freilich auch automatisch zum bevorzugten Angriffsziel der Roten Armee auf der anderen Seite. Das war militärische Normalität, und niemand dachte an jenen materiellen

Exodus des Dorfes, der hierdurch und in Verbindung mit der minösen Vergiftung von Acker- und Wiesenböden unausweichlich seinen Anfang nahm.

Zweckmäßig werden nun die Vorgänge weiter aus russischer Sicht betrachtet. Die Dinge in Hussinetz liefen nämlich in Wirklichkeit im wesentlichen nicht nach deutschen Planungsannahmen, sondern gemäß den strategischen Entscheidungen (Truppenabzüge der Hauptkräfte) in Niederschlesien und den taktischen Spielregeln der 1. Ukrainischen Front vor Ort ab. Wie ich bereits mehrfach andeutete, hatten sich die russischen Truppen in Hussinetz ausgerechnet unser Anwesen als Kampfzentrale ausgesucht, denn das Grundstück eignete sich nicht nur als maximal vorgeschobene B-Stelle, sondern in Verbindung mit der erwähnten Geschützstellung auch als „Festung“, aus der heraus der Feind mit schwerer Waffe beherrschbar schien. Trotz vermutlich wütendem deutschen Beschuss aus leichten Waffen im Vorfeld unseres Anwesens brachten die Russen jenes Geschütz in Stellung. Dann machten sie sich ans eigentliche Handwerk.

Jetzt war jedenfalls die Stunde der Kauba-Reihe gekommen. Der erste Schuss der Feld-Haubitze galt dem unmittelbar gegenüber gelegenen Haus Matitschka (2 in Bild 7), wo kühne deutsche Soldaten auf maximal vorgeschobenem Posten die Zeche zahlten. Die Überlebenden zogen sich in das dahinter gelegene Gebäude, nämlich in das des Namensgebers der Strasse, Kauba, zurück und kämpften weiter bis auch diese Deckung unbrauchbar wurde. Und so arbeitete sich das Ziel der Granaten Haus um Haus weiter voran bis praktisch die ganze Reihe völlig in Trümmern lag und keine Deckung mehr bot. Zwischendurch wurden die Russen durch gezielte Gewehrschüsse bzw. MG-Garben aus den Friesel-Häusern attackiert. Das ging für die Deutschen so lange gut, bis man die Kanone nach links schwenkte. Es waren ja alles keine Entfernungen, und man konnte direkt drauf halten. So dauerte es nicht lange bis man das linksseitig der Kauba-Reihe und zunächst gelegene Friesel-Haus vollständig ein ebnete. Es spielte schließlich bei keinem der Kontrahenten eine Rolle, dass hier einst drei bis vier Familien - übrigens auch einer meiner Flegler-Verwandten - ihre Heimstatt hatten.

Auch die neue, weiter oben gelegene Friesel-Tischlerei war bald ruiniert. Obgleich das Gebäude nach dem Krieg für Jungenstreiche noch bestens geeignet war, wohl gerade deshalb, weil man zwar die Decken noch gebrauchen konnte, jedoch fehlten einige Mauern und eine Ecke hing bedenklich über. In diesem Bauwerk hatte man in besseren Zeiten bereits stabilisierenden Stahlbeton verbaut, denn das Haus war so neu, dass es im Einwohnerbuch von 1935 noch keine Erwähnung fand. Nun war es vorbei mit der geplanten Nutzung, denn die Ruine war unbewohnbar und musste wegen Baufälligkeit später sogar abgebrochen werden. Und die betroffenen Rückkehrer? Kein Dach mehr über dem Kopf, kein Gewerbe mehr für's Überleben! Jawohl, das waren allemal

handfeste Gründe, um Hussinetz endgültig den Rücken zu kehren und im Reichsinneren Zuflucht zu suchen! Dies mag beispielhaft sein für den Anfang der deutschen Entvölkerung von Hussinetz.

Warum das Geschütz nicht nach links schwenkte, um dem militärischen Treiben da oben im Gemeinschaftshaus 5 ein Ende zu bereiten, bleibt ungeklärt. Ein paar Salven, und schon hätte es bereits damals lichterloh brennen können. Hier noch eine Anmerkung zu diesem bedeutsamen Bauwerk der Hussinetzer: Die heimkehrenden, entsetzten Einwohner hätten nur noch verkohlte Balkenreste und kahle Wände mit offenen Fensterschlünden vorgefunden, durch die der Wind hätte fegen können. Ja, vom Winde verweht wären die Festlichkeiten, die Musik und die Tänze, die einst die Lokalität so charakteristisch und gemeinschaftlich prägten. Hänschen hätte noch lange des Abends auch dort aus geschütztem Mauerwinkel im Innenraum den wolkenlosen Himmel betrachten können, wie er es in anderen Ruinen von Hussinetz oft genug praktizierte. Ja, man konnte damals noch auf der gesamten Milchstrasse und in ihren Seitengassen spazieren gehen, denn hier störte kein irdisches Licht, weil die örtliche Zivilisation gerade im Sterben lag ... Nun, der Krieg hat dieses hussitische Heiligtum nicht zerstört. Vielmehr konnte ich im Juni des Jahres 1949 noch mit den anderen verbliebenen Deutschen unter seinem Dach das 200. Jubiläum von Hussinetz feiern! Wir zogen nach einer Gedenkstunde in der Marienkirche lärmend durch die Altstadt, dann an den Ruinen der Buntweberei und der Neuen Schule - ein besinnlicher Halt am Kriegerdenkmal - sowie an meinem Geburthaus vorbei und weiter entlang der Trümmerhaufen an der Kauba- und an der Ziegenberg-Reihe hinauf zum Gemeinschaftshaus. Die Steilstrecke der Ziegenberg-Reihe war für uns Kinder der Höhepunkt: Hier entfesselte sich unsere Phantasie. Wir verließen die Ordnung des Umzuges und tobten links und rechts entlang der Felldränder. Und erst jetzt zogen wir unsere wohl gehüteten Joker: Es waren die schmalen metrischen Papierrollen - Beutegut aus den Trümmern der Buntweberei - die nun mit Schwung in den Himmel flogen, sich schier endlos entrollten und in die Gruppe der verdutzten Erwachsenen stürzten, wo sie ebenfalls so etwas entfachten, was man heute als Faschingsstimmung bezeichnet. Oben auf dem Berg empfing uns allerdings nicht nur dieses geschmückte Gemeinschaftshaus, sondern auch jener einzigartige Blick auf das Massiv des Zobtens, hinter dem seit Urzeiten - wie auch an jenem denkwürdigen Tag - für die Hussinetzer die Sonne unter geht. Der Zug erstarrte förmlich in plötzlicher Andacht vor diesem Naturwunder (Bild 12).



Bild 12: Der Sonnenuntergang hinter dem Zobten ist auch heute immer wieder ein Naturwunder. Als Kind habe ich dies sehr oft erlebt, denn das gleiche phantastische Panorama (hier vom Gemeinschaftshaus aus) bot unser Hausstandort auf der Höhe 198,7.

So erlebte ich wohl den ersten und einzigen wirklichen Feiertag von Hussinetz, das ich schon 1 Jahr später für immer verlassen musste.

Nein, die Rolle des Feuerteufels vom Gemeinschaftshaus blieb wohl nach meiner Zeit (nämlich im Jahr 1955, Bild 13) den hasserfüllten Polen vorbehalten, hieß es später aus dem Munde der fassungslosen, wenigen deutschen Verbliebenen. Da hatte aber der Sturm bereits nicht nur fast die gesamte böhmische Kultur fortgetragen, sondern auch die Menschen der Hussinetzer Gemeinschaft in alle Welt verstreut.



Bild 13: Die Ruine des Gemeinschaftshauses nach der Brandstiftung (Fotoarchiv der Familie Tscherny)

Ich schweifte in emotionaler Bewegung erneut vom Thema ab, pardon, also zurück in den Krieg: Die lebendigen russischen Granaten freuten sich nämlich besonders über ihre längste Flugbahn, die das Hussinetzer Szenario bot. Sie orgelten höchst zufrieden im Orbit, wenn sie spürten, dass es nicht in diesen harten Betonbunker da oben auf dem Gipfel des Ziegenberges ging, sondern irgendwo daneben in die weichen Wiesen- und Felderböden. (Sie boten in den Nachkriegs-Kinderspielen auf dem Ziegenberg ausgezeichnete Deckung.) Das eine oder andere Geschoss soll sogar als Irrläufer in den Zwölfhäuser-Bruch geklatscht sein. Der träumte dann im Vielfachecho ihrer Detonation von der steinzeitlichen Wiederbelebung. Doch daraus wurde nichts, denn er war nun einmal längst als Schwimmbassin, und zwar auch der Hussinetzer Nachkriegsjugend auserkoren. Gerade nach dem Krieg war das so wichtig, wo doch alle in jeder Hinsicht wieder schwimmen lernen mussten. Schon wieder diese Erinnerungen!

Soldaten können unerbittlich sein. Weil immer wieder jemand auf deutscher Seite den Handwaffen-Abzug betätigte, kam dieses Rohr-Ungeheuer vor unserer

Haustür nicht wirklich zur Ruhe. Es spie zur Antwort seine hoch brisante Ladung im Halbkreis je nach Reizrichtung bzw. Entfernung, und jedes Mal wurde ein unersetzlicher Hussinetzer Lebensraum gründlich und folgenscher vernichtet. Da zudem die Russen, wie gesagt, nicht das geringste Interesse zeigten, die Minenflächen persönlich zu überwinden, um dann doch nur irgendwie in die Nähe der Feuerwaffen deutscher Gegenspieler zu gelangen, wurden letzteren offenbar sogar die Handgranaten lästig. Jedenfalls fand sich unter Zeugen hernach in einem Ruinenwinkel eine scharfe Eierhandgranate, was schließlich diese ungewöhnliche Wegwerfpraxis beweist. Zu den bösen Folgen wird man in diesem Buch noch ein Geschichtchen schreiben müssen, denn man musste später auch noch damit als eigentlich Unbeteiligter üble Erfahrungen machen, und zugleich unbewusst Indizien für den Ablauf des Krieges in Hussinetz sammeln.

Oma Anna als Schutzengel einer russischen B-Stelle

Bei all der Verwüstung in unserem südlichen Vorland, fragt man sich nun, wie es der daheim gebliebenen Oma Anna und meinem Geburtshaus unmittelbar an der Frontlinie erging. Der Frage nach dem kulinarischen Schicksal der Hühner - den Lieblingstieren meiner Großmutter - wurde im Abschnitt „Hänschen und die kleinen Tiere“ nachgegangen. Sie wären ohnehin obdachlos geworden, denn beim Anblick der Schuppen-Trümmerlandschaft rechter Hand spürte man den bedrohlichen Status, in dem sich unser Anwesen befunden hatte als sich die russischen Offiziere darin einigelten. Den entstellten äußeren Zustand der Bauwerksfassade habe ich ja weiter oben beschrieben. Und wie sah es mit dem Inventar des historischen Steinarbeiter-Hauses aus? Nun, ziemlich merkwürdig wohl, denn da waren zwar der Schützengraben sowie offene Fenster- und Haustürschlünde, doch sonst hatte alles - sogar das Dach, abgesehen von einzelnen zerschossenen Flachwerken (Dachziegeln) - die Zeit praktisch schadlos überstanden. Man versah doch sogar die Kommode neben dem Schützengraben mit einem Bretterschutz (!), siehe auch Bild 8, und die Betten wurden, wie erwähnt, sorgfältig seitlich abgelagert. (Das solide eichene Ehebett hat uns noch bei der Vertreibung im Jahr 1950 mit nach Weinböhla begleitet. Dort hat es lange Zeit wegen fehlendem Wohnraum in einer Scheune dahin gedümpelt, um schließlich dann noch den Eltern bis zum Tod meines Vaters im Jahr 1989 zu dienen, nachdem wir endlich wieder ab 1952 eine eigene Wohnung hatten.) Und es ist nicht zu fassen, der dreiarmige Glasleuchter unserer Hussinetzer Schlafstube lag zudem ebenfalls unversehrt hinter einem angenagelten Brett auf dem sonst unbeschädigten Kleiderschrank. Die Russen hatten das alles ganz bestimmt nicht getan, um die Sachen später mitzunehmen. Vermutlich sind die bis an die Zähne bewaffneten Kerle von der resoluten Oma angeherrscht worden, gefälligst für Ordnung zu sorgen. Und die alte Frau hatte vielleicht insofern Glück, als es keine gewöhnlichen Soldaten gewesen sind, sondern Offiziere. Ja, es sollen diesbezüglich von der Großmutter gar

wundersame Geschichten über die Ordnungsliebe der Russen erzählt worden sein! Lag das wirklich an ihr, die daheim geblieben war? Ich habe viel darüber nachgedacht, und meine, ja!

Ein echtes Unglück mit einem Grashalm kostete sie einst ein Auge, doch nun hinterließ sie mir ein Rätsel. Wie hat sie diese schwere Zeit unter den Soldaten wirklich überstanden? Doch nicht etwa in unserem winzigen „Keller“! In besonders brenzligen Zeiten habe sie sich vorüber gehend in ein Nachbardorf zurück gezogen, wusste mein älterer Bruder zu berichten. Hat sie für die Russen vielleicht sogar zeitweise gekocht und die Wäsche gewaschen? Wir werden die Wahrheit wohl niemals erfahren, denn sie ist im Jahr 1946 - wie gesagt - fast von mir unbemerkt, nämlich während einer meiner Erinnerungslücken, als letztes Glied meiner Großeltern ziemlich plötzlich verstorben. Immerhin traten dadurch in Hänschens Erinnerung noch der ehrwürdige Hussinetzer Neue Friedhof in der Altstadt zu Strehlen und der traditionelle Umgang mit den Toten im Dorf, doch dazu später.

Die Minen von Friedrichstein/Hussinetz

Damit man sich eine Vorstellung von den Minen machen kann, die den Krieg in Hussinetz entschieden haben, sei ihnen noch ein Wort gewidmet. Zu den im Zweiten Weltkrieg eingesetzten Waffen gibt es ganze Bibliotheken. Da meinen kindlichen Erinnerungen, auf die ich mich auch in anderen Abschnitten noch stützen werde (siehe auch Rekonstruktion des Minenstreifens in Bild 11), der Makel der Phantasie anhaften könnte, entschloss ich mich zu einer Recherche: Wie waren die einschlägigen Minen wirklich konstruiert und einzustufen? Dabei stieß ich gleich auf drei Überraschungen, indem ich mich sogar nur auf das Internet beschränkte:

1. Mein Gedächtnis hat die konstruktiven Merkmale offenbar sehr genau behalten, die sich ja auch dadurch so detailliert erschlossen, weil ich beim vollständigen Zerlegen der anfangs total scharfen Sprengkörper unmittelbar beteiligt war.
2. Es hat sich bei den lokal in Friedrichstein/Hussinetz eingesetzten „deutschen“ Minen oft um Improvisationen oder sogar um russisches Beutegut gehandelt.
3. Da wir es gegenwärtig mit einem unerhörten Terrorismus zu tun haben, bekommt man es im Internet verständlicherweise mit teilweise gesperrten Seiten zu tun. Der zaghafte deutsche Versuch, Verbrechern den Nachbau zu erschweren, wird jedoch international gnadenlos unterlaufen. So kann man von der Chemie, über die Mechanik bis zum Design quasi alles über die Minen der Wehrmacht zum Beispiel in polnischen und russischen Internetseiten erfahren.

Insofern habe ich kaum Gewissensbisse - mache aber deshalb wenigstens keine bibliografischen Angaben - wenn ich hier anschaulich ein Minimum an Informationen über „meine“ Minenkörper zusammen trage, die ich zwar in jenem hautnahen Kontakt zufällig überlebt habe, die mich aber mit gleicher Wahrscheinlichkeit schon als Hänschen in den Himmel hätten befördern können. Der Explosionsdruck für den eingesetzten „Sprengkörper 28“ (Pikrinsäure oder TNT) wird nämlich beispielsweise zu 220 kg pro cm^2 angegeben. Umgerechnet auf meine damals noch unterentwickelten Körperoberflächen und -massen bedeutete dies nämlich fast eine halbe Million (!) Kilogramm, was für mich möglicherweise zum Überwinden der Schwerkraft in Richtung Weltraum gereicht hätte.

Die „Schützenminen 42“ mit den Abmessungen von ca. $13 \times 10 \times 5 \text{ in cm}$ (Gesamtmasse: $0,5 \text{ kg}$) waren ebenso wie die „Panzerminen 42“ mit $32,5 \times 31 \times 12 \text{ in cm}$ (Gesamtmasse: 8 kg) insofern dann ein Provisorium, wenn ihre Hülle nicht aus Metall - wie bei der Tellermine 35 St. - sondern aus Sperr- bzw. Massivholz bestand und mit Leim (!) zusammen gehalten wurde, siehe Bild 14.

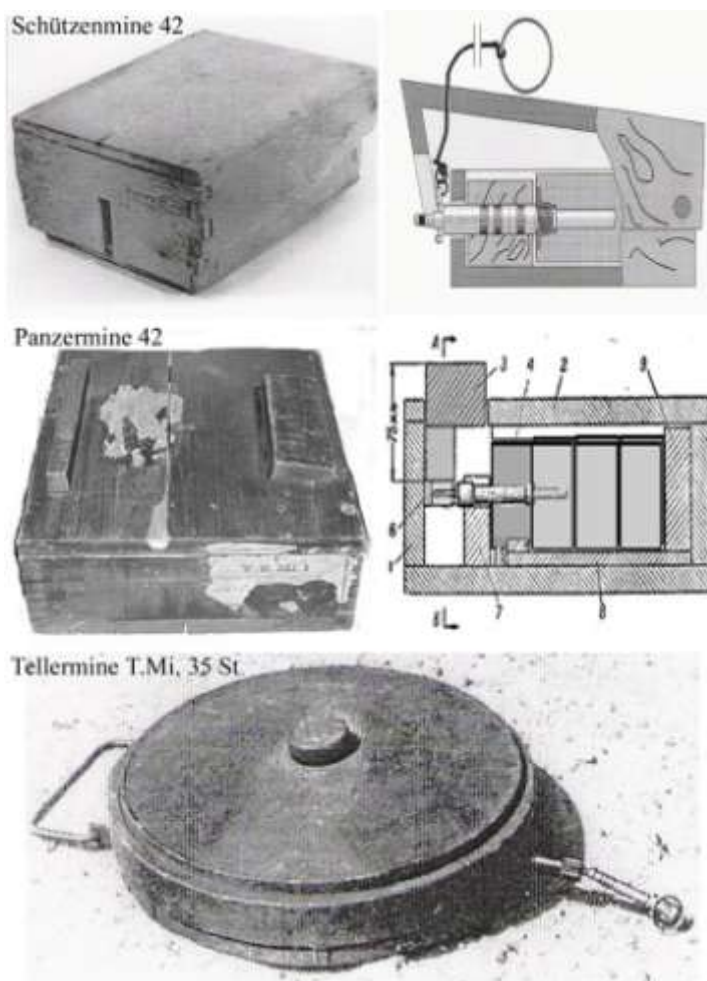


Bild 14: Fotos und Skizzen (aus dem Internet) von Minen - aus deutschen und russischen Beständen (Beutegut!) - wie sie auch in der ehrwürdigen Erde meines Heimatdorfes für die

lange Zeit von etwa 2 Jahren unser Leben bedrohten

Man benutzte in der Zeit knapper Ressourcen Holzabfälle, die gerade mal verfügbar waren. Jedenfalls fehlte Stahl in Deutschland an allen Ecken und Enden, und der oberste Heerführer, Adolf Hitler, hatte hier das Alleinverfügungsrecht. Dass er dieses Material für Bomben und Granaten bevorzugte, kann man leicht nachvollziehen. Seine im Dritten Reich mit preußischer Exaktheit formulierten und amtlicherseits aufwendig eingehaltenen Bestimmungen liefen ja sogar darauf hinaus, dass z.B. Denkmalschützer (!) in Chemnitz - gemäß örtlichen Luftschutzakten - aufwendig beantragte Schaufeln zur Bekämpfung von Gebäudeschäden nach Luftangriffen nur mit Hitlers persönlicher Unterschrift genehmigt bekamen .

Der eisenfreien Ausführung wurde zudem der kriegstaktische Vorteil abgerungen, dass man dem Gegner eine „*total erschwerte Lokalisierung*“ mit damals bereits üblichen magnetischen Spürmitteln präsentierte. Feindliche Pioniereinheiten waren dadurch teilweise technisch machtlos. Über den Einsatz von Spürhunden, die die damalige „Minenbutter“ (so bezeichneten wir Kinder den eigentlichen, gelben Sprengkörper) mit Sicherheit gerochen hätten, ist nichts bekannt. Chemische Sensortechnik steckte im 2. Weltkrieg allenfalls in den Kinderschuhen. Wir geplagten Friedrichstein/Hussineter Kinder und Mütter dagegen kannten so etwas ohnehin nicht und mussten uns einzig auf die Augen verlassen, obgleich der Verursacher ja einst gerade diese natürliche „Sensorik“ (des Kriegsgegners!) durch das Vergraben auszuschalten suchte.

Dass Holz und Leim durch Bodenfeuchte schnell vergammeln - und damit eigentlich auch Zünder wirkungslos werden können - weiß eigentlich jeder. Insofern verstand sich das „Provisorium“ als Nachteil im militärischen Sinne darin, dass die Explosion im entscheidenden Augenblick ausbleiben konnte. Dem wurde von den bedrängten Truppen allenfalls dadurch begegnet, dass die Minendichte - übrigens klar gegen die deutschen Vorschriften - örtlich erhöht worden ist. Das wiederum ist wohl in der Friedrichstein/Hussineter Hauptkampflinie mit Hilfe des sowjetischen Beutegutes passiert, obgleich Minen nachweislich und grundsätzlich knapp waren. Die Kehrseite mussten wir Zivilisten freilich ebenfalls ausbaden, denn eines ist gewiss, der *Minenbutter* des stets eingesetzten eigentlichen Sprengkörpers 28 konnte Feuchte nichts anhaben. Dieser war somit immer bereit, hoch zu gehen. Also „wartete“ er zu jeder Zeit nur auf irgendeine „Anregung“, in der Regel natürlich durch den Zünder. Dessen Anordnung im seitlichen Schlitz der Schützenmine veranschaulicht die Schnittfigur oben rechts in Bild 14, und man erkennt hier deutlich jene Schlinge aus Kupferdraht, die dem Feind zum Verhängnis werden sollte und uns - bei Strafe des Untergangs - als einziger Hinweis zum Wiederfinden der Tretminen zwischen aufstrebenden Getreidehalmen dienen musste. Dass Hänchen und seine Altersgenossen außerdem daraus Spielzeug machten, ist hier kein Thema.

Es war also auch selbstverständlich, dass die gezielt mit Federn verspannten Stahlteile des Zünders durch Deformationen der einhüllenden Holzkästen in eine labile „Schieflage“ geraten konnten. Die damit verbundenen Gefahrenmomente hatte ebenfalls der zu ertragen, der sich Monate später mit der ungeplanten Zerlegung beschäftigen musste. Zudem mochte wohl niemand in diesem schicksalhaften Szenario die in der Nachkriegsrealität stattgefundene Kleinkinder-Arbeit bekämpfen. Jedenfalls war das Hänschen an der Entminungsfront, sprich im Himmelfahrtskommando, Wochen lang ein absolut gleichberechtigter Mitarbeiter ... und kollektiver Todeskandidat.

Immerhin, werte Leser, die Minen-Hersteller hatten doch tatsächlich und immerhin an ihre gefährdeten Kameraden an der Front gedacht! So zitiert das einschlägig gut informierte Internet folgenden, für Soldaten wohl lehrreichen, aber für uns Entminer fatalen Satz aus jener Zeit: „*Das Aufnehmen einmal verlegter Schützenminen 42 ist verboten.*“ Irgend ein „Sesselfurzer“ im einstigen Nazideutschland trug also zeitgemäße Vorsorge, doch von diesen Gefahren ahnten wir - Gott sei Dank! - nicht das Geringste als wir ums Überleben das Teufelszeug aus der Erde von unseren Feldern und Wiesen holen mussten.

Aus persönlicher Erfahrung kann ich heute resümieren, dass 0,2 kg vom Sprengkörper 28 (Schützenmine) locker reichten, um das Bein eines Menschen oder sogar den Unterschenkel eines Pferdes abzuschmettern. Die 8 kg Sprengmasse der provisorischen Panzermine, die ja eigentlich auf Kettenbruch ausgelegt war, reichten andererseits im Stapel mit einigen anderen, um in einem Zuge hausgroße Löcher in die Erde zu reißen. Auch das sah ich mit eigenen Augen!

Tja, da war ja noch das beliebte Spielzeug einiger Kindergruppen aus Friedrichstein/Hussinetz, nämlich die stählerne Tellermine T.Mi 35 St, siehe Bild 14, mit ihrem verführerischen „*Sprengkapselzünder zur Panzernahbekämpfung*“. Aus Mangel an etwas Besserem versuchte man immerhin, mit diesem Ding in der Endphase des Krieges sogar die neuen Panzer vom Typ „Stalin II“ außer Betrieb zu setzen. Das ist sogar gelungen, denn die Russen haderten ebenfalls mit folgenschweren Mangelscheinungen. Sie mussten nämlich verlustbedingt auf deutschem Boden teilweise diese ihre schwersten Panzer mit den leichteren Ketten ihrer Vorgänger ausrüsten. Das brachte der angeschlagenen deutschen Rüstung und später uns Zivilisten zwei Vorteile:

1. Aus Erfahrung reichte die 5 kg-Tellermine, und man konnte die Produktion der „schweren 10 kg-Panzermine“ wieder einstellen.
2. In den Wiesen und Feldern unseres gebeutelten Nachkriegsdorfes kamen

deshalb die schweren Panzerminen nicht vor.

Als Fazit meiner „Nahkampfberatung“ in Punkto 5 kg-Tellerminen kann ich als schreckliches Beispiel ergänzend zu Protokoll geben, dass 5 kg vom Sprengkörper 28 (in diesem Fall eben fest eingezwängt in einer Stahlhülle) in unserem Dorf reichten, um drei Kleinkinder mit einem Schlag zu pulverisieren.

Es bleibt, auch noch das physikalische Phänomen zu erwähnen, dass solche Sprengkörper einerseits äußerst brisant waren, andererseits ihre „Minenbutter“ einfach so - allerdings zutiefst umweltunfreundlich - abgebrannt werden konnten. Die fachliche Erklärung soll an dieser Stelle niemandem zugemutet werden. Doch kennt man z.B. das Schicksal und die Erfindungen des Alfred Nobel, so muss man sich nicht weiter wundern. Das erklärte Ziel seiner lebenslangen Forschung war ja genau dies: Alles unter Kontrolle! Trotzdem ging er bekanntlich über zahlreiche Leichen. Wenn wir Kinder die Minenbutter nach einfachsten Vorversuchen ungestraft im Lagerfeuer auf dem Feld oder zur Heizung im heimatlichen Kanonenofen verbrennen konnten, so war das schon eine andere Sache. Hänschen kannte ja nur vage den Alfred, seinen Vater, der freilich zu jener Zeit irgendwo in Russland verschollen war. Hätte der gewusst, dass seine Kinder derart riskant mit Sprengstoffen (!!!) experimentierten, dann wären wir sicher von ihm mit Recht windelweich verdroschen worden.

Mehr über Hussinetz und Strehlen sowie die anderen böhmischen Dörfer ist zu erfahren in www.drhdl.de